

(Nachdruck verboten.)

## 4) Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Gustav rupfte eine Eider und antwortete:

„Ei, Mutter, Du liebst es doch auch, wenn Braten auf den Tisch kommt, nachdem es den ganzen Winter über eingefalzenes Schweinefleisch und gedörrten Fisch gegeben hat; Du mußt also nicht so sprechen. Uebrigens gehe ich nicht in den Krug, und etwas muß der Mensch doch zu seinem Vergnügen haben. Essen haben wir ja genug, und etwas Geld auf der Bank auch, und versaulen tut der Hof nicht; will er brennen, so mag er; er ist ja versichert.“

„Versaulen wird der Hof nicht, das weiß ich wohl, aber alles andere geht entzwei. Die Feldzäune müssen ausgebeßert, die Gräben gereinigt werden. Das Stalldach ist so morsch, daß es aufs Vieh regnet. Nicht eine Brücke ist heil, die Boote sind zerbrechlich wie Runder, die Netze müssen geflickt, der Milchfeller gedeckt werden. Und so weiter. Da ist so vieles, das gemacht werden müßte, aber nie gemacht wird. Jetzt aber wollen wir mal sehen, ob es nicht doch gemacht werden kann, nachdem wir einen Knecht eigens dafür angenommen haben. Es wird sich herausstellen, ob Carlsson nicht der rechte Mann dafür ist.“

„Dann laß ihn nur machen!“ schnauzte Gustav, indem er mit der Hand durch das kurzgeschorene Haar fuhr, daß es wie Stacheln in die Höhe stand. „Da ist Norman! Komm und trink eine Salbe, Norman!“

Norman, klein, breit, hellblond, mit keimendem Schnurrbart und blauen Augen, trat in die Stube und ließ sich bei seinem Jagdgenossen nieder, nachdem er die Alte gegrüßt.

Die beiden Helden zogen ihre Tonpfeifen aus den Westentaschen und stopften sie mit „Schwarzem Anker“. Dann gingen sie nach Jägerart, bei einer Halben Kaffee mit Brantwein, alle ihre Heldentaten draußen am offenen Meer durch; Schuß für Schuß. Die Vögel wurden untersucht, die Finger in die Schußwunde gebohrt, die Hagelkörner gezählt, unentschiedene Treffer erörtert. Schließlich entwarfen sie Pläne zu neuen Ausflügen.

Inzwischen war Carlsson in die Küche hinausgekommen, um sein Nachtlager aufzusuchen.

Die Küche war eine Firststube und sah wie eine mit dem Kiel nach oben gefehrte Schute aus, die auf der Ladung schwamm. Die Ladung bestand aus allen möglichen Gütern. Hoch oben unter dem berußten Dachfirst hingen Garn und Fischgeräte an den Balken; darunter waren Bretter und Bootsplanen zum Trocknen verstäut; Flachs und Hanfsträhne, Dregganter, Schmiedeeisen, Zwiebelbündel, Talglichter, Mundvorratskästen; auf einem Querbalken lag eine Reihe frisch ausgestopfter Lockvögel; über einen andern waren Schafsfelle geworfen; von einem dritten baumelten Wasserstiefel, Unterjaden, Hemden, Strümpfe; und zwischen den Balken Spieße mit Lochbrot, Stöcke mit Malhäuten, Stangen mit Grundschnüren und Angelhaken.

Am Giebel Fenster stand der Eßtisch aus rohem Holz; an den Wänden standen drei Ausziehsöfas, die mit reinen, aber groben Laken gebettet waren.

In einem davon hatte die Alte Carlsson einen Platz angewiesen. Als sie sich mit dem Dicht entfernte, ließ sie den Kömmling im Halbdunkel, das nur schwach von der Herdglut und einem kurzen Mondstreifen erleuchtet wurde. Der Mond zeichnete Posten und Sprossen des Fensters auf den Boden. Aus Gründen der Schamhaftigkeit wurde beim Schlafengehen kein Licht angezündet; denn die Mädchen hatten auch ihre Schlafplätze in der Küche.

So entkleidete sich Carlsson im Halbdunkel. Er legte Rock und Stiefel ab; dann holte er die Uhr aus der Westentasche, um sie beim Schein des Herdfeuers aufzuziehen. Er hatte den Schlüssel ins Loch gesteckt und begann sie mit etwas ungewohnter Hand aufzuziehen; die Uhr ging nämlich nur

an Sonntagen und bei feierlichen Gelegenheiten; da erklang aus den Bettdecken eine tiefe, brummende Stimme:

„Nein, hat er auch eine Uhr!“

Carlsson fuhr zusammen, sah hin und bemerkte im Glutschein einen zottigen Kopf mit einem Paar blinzelter Augen, der sich auf zwei haarige Arme stützte.

„Geht's Dich was an?“ erwiderte er, um die Antwort nicht schuldig zu bleiben.

„Geht's an, dann läuten sie in der Kirche, wenn ich auch nie hineinkomme!“ antwortete der Kopf. „Das ist jedenfalls ein feiner Mann: er hat ja Saffian an den Stiefelschäften.“

„Das will ich meinen; und Galoschen hat er auch, wenn's drauf ankommt!“

„Nein, hat er auch Galoschen; dann kann er sicher auch einen Schluck spendieren!“

„Ja, das kann er auch, wenn's sein muß,“ antwortete Carlsson bestimmt und holte seine Tonkrufe. „Bitte!“

Er zog den Kork heraus, trank einen Schluck und reichte die Krufe hinüber.

„Gott segne ihn; ich glaube wirklich, das ist Brantwein. Dann: Gutjahr und Willkommen! Jetzt sage ich Du zu Dir, Carlsson, und Du nennst mich den närrischen Rundqvist, denn so heiße ich meistens.“

Und dann kroch er wieder unter die Decke.

Carlsson entkleidete sich und kroch ins Bett, nachdem er seine Uhr am Salzfaß aufgehängt und die Stiefel mitten ins Zimmer gestellt hatte, damit die roten Saffianwickel recht zu sehen waren.

Es war still in der Küche und nur Rundqvist hörte man schnarchen am Herd.

Carlsson lag wach und dachte an die Zukunft. Wie ein Nagel sah ihm das Wort der Alten im Kopf, daß er etwas mehr als die anderen sein solle, um die Wirtschaft in die Höhe zu bringen. Um den Nagel schmerzte und schwärzte es; es war, als habe er ein Gewächs im Kopf. Er dachte an den Mahagonisekretär, an die roten Haare und mißtrauischen Augen des Sohnes. Er sah sich mit einem großen Schlüsselbund herumlaufen, mit dem er in der Hofentasche klapperte; da kommt einer und bittet um Geld; er hebt das Schurzfell, schüttelt das rechte Bein, steckt die Hand in die Tasche und fühlt die Schlüssel gegen den Schenkel; dann zapft er am Bund, wie man Berg entwirrt, und als er den kleinsten Schlüssel, der in die Klappe paßt, gefunden hat, steckt er den ins Schlüsselloch, ganz wie ers heute abend mit dem kleinen Finger getan hatte; aber das Schlüsselloch, das wie ein Auge mit einem Augapfel ausgesehen, wird rund, groß und schwarz wie eine Flintenmündung, und über dem anderen Ende des Laufes sieht er das rote Fischauge des Sohnes scharf und tückisch zielen, als wolle der sein Geld verteidigen.

Die Küchentür ging, und Carlsson wurde aus seinem Halbschlummer gerissen. Mitten im Zimmer, wohin die Mondscheiben gerückt waren, standen zwei weißgekleidete Gestalten, um gleich darauf in ein Bett unterzutauchen, das gewaltig knarrte, wie wenn ein Boot gegen eine schwankende Landungsbrücke stößt. Dann ward es in den Laken lebendig und kicherte, bis es still wurde.

„Gute Nacht, Mädchen,“ erklang Rundqvists erlöschende Stimme. „Träumt von mir!“

„Daran ist uns allerdings sehr gelegen,“ antwortete Lotte.

„Still, antworte dem Scheusal nicht,“ warnte Klara.

„Ihr seid — so — nett! Wenn ich nur auch so — nett — sein könnte wie Ihr!“ seufzte Rundqvist. „Ja, Herr Gott, man wird alt; dann kann man seinen Willen nicht mehr kriegen, und dann ist das Leben nichts wert. Gute Nacht, Kinder, hütet Euch vor Carlsson: der hat Uhr und Saffianstiefel! — Ja, Carlsson, der ist glücklich! Das Glück das kommt, das Glück das fliegt, o glücklich, o glücklich, wer das Mädchen kriegt! — Was habt Ihr dort in Eurem Bett zu fchern, Mädchen! — Hör' mal, Carlsson, kann ich nicht noch einen Schluck kriegen? Es ist so fürchtbar kalt hier hinten; es zieht vom Herd her.“

„Nein, jetzt kriegst Du nichts mehr, denn nun will ich schlafen,“ schnauzte Carlsson, in seinen Zukunftsträumen, in

Benen weder Wein noch Mädchen vorkamen, gestört und bereits mit seiner Stellung als Großknecht vertraut.

Es wurde wieder still. Nur dumpfe Laute von den Gesächten der Jäger drangen durch die beiden Türen; und der Nachtwind rüttelte an der Ofenklappe.

Carlsson schloß wieder die Augen. Im Schlimmer hörte er Lottes halblaute Stimme etwas auswendig hersagen, das er zuerst nicht verstehen konnte, das wie ein einziger langer Salm klang; schließlich unterschied er:

„Undführeunsnicht — inversicherung, sondernerlöseunsbondsübel, denndeinistdasreich, anddiemachtunddieherrlichkeit inewigkeitamen. Gute Nacht, Klara! Schlaf gut!“

Und nach einem Weilschen schnarchte es im Bett der Mädchen. Rundqvist aber sagte, daß die Fenster zitterten, ob nun aus Scherz oder Ernst. Aber Carlsson lag halbwach und wußte selber nicht, ob er wachte oder schlief.

Da hob sich seine Decke und ein fleischiger, schweißiger Körper kroch an seine Seite.

„Es ist nur Norman!“ hörte er eine schönthuende Stimme neben sich. Da wußte er, es war der Knecht, der sein Bettgenosse sein sollte.

„Aha, der Schütze ist heimgekehrt,“ Inarte Rundqvist kostiger Waß. Ich dachte, es sei der Teufel, der am Sonnabend draußen geschossen.“

„Du kannst ja gar nicht schießen, Rundqvist; Du hast ja keine Flinte,“ schnauzte Norman.

„Kann ich nicht?“ gab der Alte zurück, um das letzte Wort zu haben. „Ich kann Schwarzsare mit der Büchse schießen, und zwar zwischen den Laken. . . .“

„Habt Ihr das Feuer gelöscht?“ unterbrach ihn die freundliche Stimme der Alten, die aus dem Flur zur Tür hineinguckte.

„Jawohl,“ antwortete man im Chor.

„Dann gute Nacht!“

„Gute Nacht, Lantel!“

Einige lange Seufzer wurden ausgestoßen, dann wurde gepuht, geschraubt, gekuchelt, bis das Schnarchen im Gang war.

Aber Carlsson lag noch eine Weile wach und zählte die Fenster Scheiben, um einen Wahrtraum zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Vom Terrarium.

In der Großstadt gibt es nicht wenige Menschen, die wohl am Sonntag bei gutem Wetter hinaus in Wald und Feld kommen, sich auch einmal an sonniger Halde oder im Waldeschatten lagern, aber in freier Natur von wild lebenden Tieren höchstens einmal einen schüchternen Rebhock, einen feigen Hasen und vielleicht auch noch einen plumpen Wasserfrosch zu Gesicht bekommen haben. Wo der Mensch in großen Massen hinkommt mit seiner Dual, da verschwinden mehr und mehr die frei lebenden Tiere, die zum größten Teil, meist aber unerschuldert, den Menschen als ihren erbittertesten Erbfeind betrachten müssen. Nur wenige Sonntagskinder haben sich im Kampfe ums Dasein noch einen scharfen Blick für alles, was um uns her flucht und krecht, bewahrt, und diese wenigen Menschen interessieren auch solche Geschöpfe, die von jeher, wenn auch mit Unrecht, verabscheut worden sind. Zu diesen Geschöpfen gehören die Reptilien und Amphibien, also Schlangen, Eidechsen, Schildkröten, Frösche, Molche und Salamander.

Wenn man im Frühling bei hellem Sonnenschein an einem Feldbache entlang durch saftige, in buntestem Blütenmilde prangende Wiesen vorsichtig dahinschreitet, durch die überall das satte Gelb der Sumpfdotterblume und des Hahnenfußes hervorleuchtet, so kann man an den Uferändern und im Wasser ein hochinteressantes Tierleben beobachten. Im Wasser tummeln sich die Molche, vielfach fälschlich als Salamander angesprochen, die das nasse Element nach dem Erwachen aus ihrem Winterschlaf aufsuchen, um sich zu paaren. Die stattlicheren Männchen mit prächtigem Rückenlamm geziert, prangen nun in lebhaften Farben, dem Hochzeitskleid. Ab und zu springt vom Ufer mit lautem Plumps ein Wasserfrosch in die kühle Flut, um unterzutauchen und im Schlamm zu verschwinden. Verhält man sich lautlos, so wird man ihn nach wenigen Minuten wieder zum Luftschnappen

zur Oberfläche emporsteigen sehen. Auch der Grasfrosch, der während des größten Teils des Jahres auf feuchten Wiesen und auf dem begrüneten Waldeshoden zubringt, sucht zur Paarungszeit das Wasser auf, um hier seinen Laich abzulegen. Kommt man als „Jäger“ daher gezogen, so kann man häufig, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn es pflegen dann in der Regel zwei Frösche aufeinanderzuzißen. Der kleinere oben ist das Männchen, der das Weibchen mit seinen Vorderarmen fest umklammert hält, um es schließlich durch den fortgesetzten Druck zur Ablage seiner Eier zu veranlassen. Diese quellen im Wasser rasch auf, um dann eine schleimige, mit „Raviar“ durchsetzte Masse zu bilden. Auch an Kröten kann man die gleiche Beobachtung machen. Den Eiern entschlüpfen die Froschlarven, Kaulquappen genannt, die ausschließlich auf das Wasserleben angewiesen sind und durch Kiemen atmen; späterhin wachsen ihnen dann die Vorderfüße, dann löst sich der Schwanz, die Kiemen sterben ab und „Frosch junior“ entsteigt vollständig entwickelt dem nassen Element. Wisse Menschen stellen im Frühling und jetzt den meist harmlosen Fröschen nach, — nur der gefährliche Wasserfrosch wird vom Fischzüchter gehaßt. Sie schlagen sie, sobald sie zum Luftschnappen an die Oberfläche kommen, mit Haselkruten tot, oder schneiden ihnen gar bei lebendigem Leibe die Hinterbeine ab, um hierauf die verflümmelten Tiere ihrem Schicksal zu überlassen. Die heruntergeschnittenen Froschbeine finden im Handel als sogenannte Froschschenkel Absatz. Verwöhnte Feinschmeder verschlingen diese zweifelhafte Delikatesse mit dem gleichen Behagen, mit dem sie die ellen Weinbergsschnecken, den Kot aus dem Mastdarm der Schnepfen, die aus Speichel bestehenden Nester einer indischen Schwalbe, der Salangane, unausgenommene Leipziger Lerchen und Ortolane kauen, welsch beide aber bei Dicht besehen meist ganz gemeine Haus- und Feldspäßen sind.

Naturfreunde, die frei von jeder Voreingenommenheit und von jedem Aberglauben sind, bringen nicht selten auch den so verfallenen Kriechtieren ein so tiefes Interesse entgegen, daß sie das eine oder das andere mit heimnehmen, um es in einem entsprechenden Glaskasten, dem sogenannten Terrarium zu pflegen und zu beobachten. Der Vorläufer der Terrarien von heute war das Laubfroschglas von anno dazumal: ein rundes, mit etwas Wasser und einem Leiterchen ausgestattetes Einmacheglas. In diesem führte der kleine Grünrod, selten auf der Leiter sitzend, meist am Glase klebend, ein erbarmungswürdiges Dasein, das nur vorübergehend durch die Jagd nach einer eingesehten mageren Stubensfliege erhellt wurde. Er galt und gilt noch heute als Wetterprophet. Sicht er verärgert im Wasser, so gibt es Regen, wenn nicht heute, dann vielleicht in acht oder vierzehn Tagen, sitzt er oben, so kann man mit gleicher Sicherheit rechnen, daß nach trüben Tagen auch die Sonne wieder hervorbricht. Wetterpropheten dieser Art gibt es ja im Tierreich mehrere. Von Fischen nenne ich nur den Schlammbeißer, von Vögeln den Hahn. Wenn sich der Schlammbeißer im Aquarium richtig vollgefressen hat, so liegt er 8—10 Tage zur Verdauung still; das Wetter muß dann schön sein oder schön werden, wird er aber, vom Hunger getrieben, unruhig, so kann man sich auf Regen gefaßt machen. Bezüglich des Hahnes als Wetterpropheten lasse ich die alte Bauernregel sprechen, sie lautet: „Kräht der Hahn auf dem Mist, so ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist.“ Auch wir wollen das Wetter lassen wie es ist und uns wieder dem Laubfrosch zuwenden. Auch ihn, den zweifellos interessantesten und ziellichsten unserer heimischen Frösche finden wir im Frühling im Wasser; ist aber die Paarungszeit vorüber, so steigt er aufs Trockene. Man findet ihn dann noch kurze Zeit auf Sträuchern, Stauden und Blattpflanzen. Aber um die gegenwärtige Jahreszeit scheint er schon vollständig verschwunden zu sein, er hat dann die Kronen höherer Laubbäume aufgesucht, wo er in luftiger Höhe als außerordentlich gewandter Springer der Insektenjagd mit Eifer obliegt.

Wie der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande, so gelten auch häufig mit Unrecht die Vertreter der heimischen Tierwelt nichts in den Augen des Liebhabers, der oft jedes Tier, das er pflegt, in erster Linie nach schönem Geldeswert abschätzt. Das hat die Einführung vieler fremder Laubfroscharten aus den Vereinigten Staaten und aus Australien zur Folge gehabt. Unter diesen gibt es einige besondere Seltenheiten und riesenhafte Arten, die man in den Warenhäusern, die teilweise bereits Bierhandel treiben, gelegentlich zu dem ansehnlichen Preise von 15—30 M. pro Stück angeboten findet. Ein prächtiges, nordamerikanisches Kerlchen ist der geschickte, farbenwechselnde Laubfrosch, Hyla versicolor. Die Fähigkeit des Farbenwechsels, die auch gewissen Menschen eigen sein soll, besitzt bekanntlich das Chamäleon, ein Reptil, aber kein Zeitungsreptil, in hervorragendem Maße; nach ihm kommt dann der farbenwechselnde Laubfrosch, dem gegenüber unser heimischer Grünrod in dieser Hinsicht ein wahrer Waisenknecht ist. Diesen Frosch, der wie andere Laubfrösche, wenn er einen guten Bißfen geschluckt hat, gewaltig die Augen verdrehen kann, muß man aber möglichst allein lassen, da er einen Saft aus der Haut schwißt, durch den nicht nur andere im gleichen Behälter gehaltene Tiere, sondern auch seine eigenen Artgenossen getötet werden können. Durch derartige Hautauschwitzungen schützen sich verschiedene Amphibien und Reptilien vor ihren Feinden, so auch unser heimischer, auf schwarzem Grunde gelbgescheckter Salamander. Dieser plumpe Gefelle führt ein ausgeprochenes Nachleben; in Thi-

ringen und anderen Landesteilen ist er mir häufig begegnet, in der Mark Brandenburg noch niemals. Nachts und auch am Tage nach einem Regen kommt er aus seinem Schlupfwinkel hervor, und im Frühling geht er vorübergehend ins Wasser, um hier einen ganzen Posten lebender Junge zur Welt zu bringen. Eine einmalige Begattung befähigt das Weibchen, durch Jahre hindurch zu gebären. Die kleinen, neugeborenen Kerlchen, die erst später die charakteristische Fleckzeichnung annehmen, atmen zunächst durch Kiemen und nähren sich von Wasserinfusorien. Später fallen dann die Kiemen ab und das fertig entwickelte Tier vertauscht nun das Wasserleben mit dem Landleben. Dieser Salamander wird von keinem anderen Reptil, auch von keiner Schlange gefressen.

Neben den Hautausscheidungen, die manche Amphibien vor dem Gefressenwerden bewahren, haben andere die Fähigkeit, einen stinkenden Saft auf ihre Verfolger zu spritzen, um diese abzuwehren. Zu diesen gehört die kleine Feuerunke mit dem feuerroten Bauch, die während des ganzen Sommers sich mit Vorliebe im Wasser aufhält, aber auch gelegentlich aufs Trockene kommt, und, im Terrarium gehalten, durch ihr possierliches Wesen und die bald eintretende Zahmheit viel Vergnügen macht.

Unter unseren heimischen Schlangen ist es besonders die Ringelnatter mit der hübschen, beim Weibchen bläueren gelben Kopfzeichnung, die ihre Verfolger durch eine tüchtige Spritze abzuwehren sucht. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß eine solche Dusch nicht übel riecht, und daß man den Geruch auch durch gründliches Waschen mit Schwefelseife, die ja vorläufig noch steuerfrei ist, sobald nicht wieder los wird. Aber diese sonst harmlosen Tiere gewöhnen sich sehr bald an den Pfleger und machen dann von diesem Verteidigungsmittel keinerlei Gebrauch mehr. Die Ringelnatter kommt auch noch in der Provinz Brandenburg vor, und wenn man Glück hat, kann man sie an sumpfigen Uferstellen der Grunewaldseen gelegentlich erbeuten. Aber auch die einzige bei uns heimische Giftschlange, die kleinere Kreuzotter, durch ihre zickartige Rückenzeichnung gut kennlich, in den kleineren männlichen Exemplaren heller gefärbt, kommt in der Mark Brandenburg vor. Ich habe mehrere Exemplare in dem Spandauer Forst gefangen, aber auch in der Jungfernhöhe ist sie nicht selten. Vor ihr muß man sich hüten; aber einem beherzten mit dicken Lederhandschuhen versehenen Jäger, der sie rasch und entschlossen im Genick faßt, kann sie nichts anhaben. In der Gefangenschaft ist die Kreuzotter halstarrig, sie verweigert dann meist jede Nahrung und stirbt, wenn auch oft erst nach Jahr und Tag, den freiwilligen Hungertod. In ähnlicher Weise verhalten sich manche von den Viebhauern bevorzugte harmlose Schlangen, wie die prächtige Leopardennatter, eine Südländerin, und die Aeskulapschlange, die in Deutschland bei Schlangenbad vorkommt, das nach ihr seinen Namen trägt. Diese und die bei uns stellenweise ziemlich häufige glatte Natter beißen zwar gelegentlich, aber die Wisse verursachen nur winzige, unschädliche Wunden gleich schwachen Nadelstichen.

Sochinteressant ist es, im Terrarium die Ringelnatter und auch die aus Dalmatien zu uns kommende Würfelnatter zu halten. Weide pflegt man in einem möglichst geräumigen Glaskasten mit Drahtgagedach zur Lüftung, ausgefattet mit einem nicht zu kleinen Wasserbassin, mit einigen Steinen, grobem Kies und harten Pflanzen. Im Schwimmen sind beide Meister. Die Fütterung erfolgt im Sommer von acht zu acht Tagen mit kleinen Fischen, Stas- oder Wasserfröschen, wobei zu beachten ist, daß alle Schlangen nur lebende Nahrung zu sich nehmen. Ich habe im Terrarium die Ringelnatter wiederholt zur Fortpflanzung gebracht; sie legt durchschnittlich 15 Eier, denen bei feuchter Lagerung nach einigen Wochen die kleinen Nachkommen entschlüpfen, denen man zunächst nur winzige Futterfischchen bietet. Selbstverständlich dürfen Schlangen ihrer räuberischen Natur wegen niemals mit andersartigen Terrarientieren zusammengehalten werden, deshalb muß man sich bei Einrichtung eines feuchten Terrariums entscheiden, ob man es mit Fröschen, Salamandern und Sumpfschildkröten oder mit Schlangen bevölkern will.

Reptilien, die Sonne und Trockenheit lieben, gehören in das sogenannte trodene Terrarium. Solche sind unsere Eidechsen und die griechische Landschildkröte, die man im Sommer als Gartenpolizistin auf der Bargehe halten kann. Auf sonnigen Oedlandbereien findet man auch in der Mark nicht selten die grüne, prächtig metallisch schillernde Zauneidechse. Sie ist sehr schlau, und wenn man sie haſchen will, muß man rasch zugreifen, aber so, daß man das niedliche Tierchen nicht am Schwanz, sondern möglichst im Genick hinter dem Kopfe greift. Faßt man den Schwanz, der von knorpeliger Beschaffenheit ist, so wird das erschreckte Tier diesen in der Hand des Fängers zurücklassen und sich selbst in Sicherheit bringen. Der Unerfahrene ist verdußt und läßt den noch minutenlang krampfhaft zappelnden Schwanz erschreckt fallen. Wie viele Reptilien, so besitzen auch die Eidechsen die Fähigkeit, ein verlorenes Glied zu erheben; auch der Schwanz wächst im Laufe der Zeit nach, bleibt aber stumpf und erlangt nie mehr die ursprüngliche Länge. An einzelnen Orten der Mark kommt auch eine große, stattliche Südländerin, die Smaragdeidechse vor, hauptsächlich bei Oderberg, aber auch in Rallberge-Rüdersdorf ist sie früher gefunden worden. Das Terrarium für Eidechsen, das nur ein kleines Wasserfäßchen mit Trinkwasser zu erhalten braucht, wird am besten mit Steingeröll ausgestattet, zwischen dem man einige stachelige Kakuspflanzen oder sonst großer Trockenheit standhaltende Gewächse anbringt.

Was die Fütterung der Terrarientiere anbelangt, so ist zu beachten, daß man schwimmfähige Schlangen mit Fischen, daneben auch mit Fröschen füttert, aber nicht mit Kröten, die von allen ihrer Hautausscheidungen halber gemieden werden; Molchen, Salamandern und Sumpfschildkröten gibt man vorzugsweise Regenwürmer. Die Sumpfschildkröten schluden aber nur im Wasser, wenn sie auch das Futtertier häufig auf dem Lande aufgreifen. Landschildkröten füttert man mit Salat- und Kohlblättern, Frösche mit Fliegen und sonstigen weichhäutigen Insekten, Eidechsen mit Mehlwürmern, Heuschrecken und Käfern aller Art, die mit einem Schmetterlingsnetz auf blumiger Wiese durch Abstreifen der Blütenpflanzen leicht in größerer Zahl erbeutet werden können. Mit dem Eintritt des Herbstes sinkt die Freude all dieser Tiere gewaltig herab; in kühler Stube gehalten, vertriehen sie sich dann, um dem Winterschlaf obzuliegen. Doch soll der Standort des Terrariums stets ein durchaus frostfreier sein.

Der Gartenbesitzer beachte, daß alle Reptilien und Amphibien ohne Ausnahme recht nützliche Gartenpolizisten sind, die man auf dem Grundstück nicht nur dulden, sondern direkt anzusiedeln versuchen soll. Eidechsen und Kröten sind stets willkommenen Gäste im Garten, für deren Schonung gar nicht genug gewirkt werden kann. Die Pariser Gemüsegärtner verstehen schon seit Jahrzehnten den Nutzen der Erdkröte zu schätzen, und in der Pariser Zentralmarkthalle wird zeitweise ein schwunghafter Handel mit diesen nützlichen Amphibien betrieben.

Hd.

## Die neueröffnete Tauernbahn.

Wir Menschen sind ein undankbares Geschlecht. Die großen Kulturgüter, die uns das Zeitalter der Technik darbietet, nehmen wir hin wie Selbstverständliches. Einen Moment lang forschen wir auf, da wir von dem Neuen hören, und im nächsten Moment haben wir uns das Neue schon zumute gemacht, haben wir es dem alten Trotz eingeordnet. Es ist! Diese Tatsache genügt uns — das „Wie es kam“ überlassen wir den Lehrbüchern. Ganz besonders gilt dies von den Fortschritten in der Verkehrstechnik. Wer gedenkt heute noch Ressels, des Erfinders der Schiffschraube, wenn er auf dem Schnelldampfer dahinfährt? Wer erinnert sich der Schar genialer Männer, die uns den Telegraphen, das Telephon geschenkt oder die den elektrischen Strom dem großstädtischen Massenverkehr dienstbar gemacht haben? Oder: als welch kleines Ereignis erscheint unserer schneeliebigen Zeit die Eröffnung einer neuen Bahnlinie? In wenigen Tagen ist das Lied zum Preise ihrer Schöpfer verklungen, als diese tausend reglamen Köpfe und Hände Jahre gebraucht haben, um das Werk zu vollenden. Einige schöne Reden, einige Zeitungsartikel, in denen übrigens in der Regel nur der geistigen Schöpfer, nicht auch derer gedacht wird, die in Millionen Arbeitsstunden ihren Schweiß und ihr Blut mit verbaut haben, die Hammerschlag um Hammerschlag geführt, die tausend Beschwerden und Gefahren getrotzt haben . . . und am nächsten Tage ist das Werk Gemeingut, über dessen Werden sich niemand mehr Rechenschaft gibt. Wer dächte wohl heute noch daran, wie viel Opfer an Gehirnmasse und Blut die Ueberfahung des Semmerings gekostet hat, wenn er, am Fenster des Waggons stehend, die ewig schönen Ausblicke genießt, wenn der Zug bald Berge durchfährt, bald auf hohen Viadukten tiefe Schluchten überbrückt? Im Genießen der Segnung zollt er ihren Schöpfern den Tribut. Gedanken über das Werden macht sich von tausend taum einer.

Und doch! Wie nützlich wäre dieses Zurückdenken manchmal. Wir sahen dann den Menschen im Kriegszustand mit der Natur, die sich endlich seinem starken Willen beugen muß, die sich aber nicht wehrlos preisgibt, die Schritt um Schritt niedergerungen, bezwungen sein will und darum Schritt um Schritt auch Opfer fordert. Die Sohle jedes Tunnels, den wir durchfahren, ist mit Blut gedüngt und Blut klebt auch an seinen Wänden.

Ein solcher großer Krieg ist nun zu Ende. Am 5. Juli wird das letzte Stück der neuen großen Alpenbahnen Oesterreichs feierlich eröffnet und damit dem Verkehr übergeben. Die Tauernbahn ist fertig. Eine ungeheuerer Summe von Arbeit war auch hier zu bewältigen, die größte wohl im ganzen Zuge der neuen Bahnen, die wahrlich nicht sparten, die mit der Natur ringenden Techniker vor die schwierigsten Aufgaben zu stellen. Aber nun ist sie da. Durch die neuen Alpenbahnen wird Nord- und Süddeutschland der Adria um ein beträchtlich Stück näher gebracht und der Hafen von Triest, der bisher nur durch die Südbahn mit dem Norden verbunden war, kann nun in frischer Konkurrenz mit dem Elbehafen Hamburg und mit Genua treten. So wesentlich wurden namentlich im Verlekre mit Süddeutschland die Entfernungen gekürzt. Von Berlin nach Genua war es früher nur um 138 Kilometer weiter als nach Triest. Heute ist dieser Unterschied auf 219 Kilometer angewachsen. Karlsruhe hat den Entfernungsunterschied um 22 Proz. gekürzt, Stuttgart um 24, Nürnberg um 23, Leipzig um 16 Proz. Genau so im Verlekre mit Venedig. Triest ist nun den Berlinern um 81 Kilometer näher als Venedig, den Mannheimern um 175, den Stuttgartern, Ulmern und Münchnern um 174, den Nürnbergern um 198 und den Regensburgern um 198. Das sind Gewinne von 8—30 Proz. der bisherigen Entfernungsunterschiede, also Vorteile, die schon mächtig in die Waagschale fallen.

Auch im Verkehr mit Hamburg — hier freilich nur, soweit Süddeutschland in Frage kommt — ist durch die neue Verbindung das bisherige Verhältnis zu Triest wesentlich verschoben. Für Karlsruhe ist der Entfernungsunterschied gegen früher um 27 Proz. geringer, von Stuttgart um 25 Proz., von Schaffenburg um 33 Proz., von München um 21 Proz., von Nürnberg um 31 Proz. und von Regensburg um 28 Proz. Ulm, Lindau, München, Passau und Regensburg liegen nun ein bedeutendes näher zu Triest, als zu Hamburg, und früher lagen nur Lindau, München und Passau um 10, 8 und 11 Proz. des Entfernungsunterschiedes näher zu Triest.

Aus diesen Angaben allein erhellt schon, welche große Umwälzung im Verkehrsleben durch die neuen Alpenbahnen hervorgerufen werden. Aus der politischen Not Oesterreichs zu Zeiten Körbers geboren, sind sie bestimmt, nicht nur die Völker Oesterreichs untereinander näher zu bringen, sondern Oesterreich auch noch fester mit seinem natürlichen Bundesgenossen zu verketten. Zu diesem Ende mußten fast alle Alpenkronländer, die voneinander durch mächtige Gebirgszüge getrennt waren, anstatt des bisherigen Weges über die Berge den Weg durch die Berge suchen. Oberösterreich und Steiermark wurden im Laufe der Pfyrenbahn durch den Vostadtunnel verbunden, Kärnten und Krain durch den Karawankentunnel, und der ebene Weg zwischen Krain und dem Küstenland wurde mit Hilfe der Durchbohrung der Julischen Alpen bei Wocheiner-Feistritz erzielt. Aber noch ein mächtiger Stock, der mächtigste von allen, lagerte, Gletscher gekrönt, zwischen der blauen Adria und dem Zuge des Rheins der Zug der hohen Tauern. Dieses letzte Stück, das selbständig unter dem Namen Tauernbahn in Erscheinung tritt, und das die österreichischen Kronländer Salzburg und Kärnten auf ihrem Wege miteinander verbindet, dieses letzte Stück wird nun eröffnet.

Die Tauernbahn beginnt bei Schwarzach-St. Veit in Salzburg und endet in Spital a. d. Drau in Kärnten. Drei Etappen treten uns in ihrem Zuge deutlich vor Augen. Der Nordaufstieg von Schwarzach bis Vöckstein, die Scheiteltrede, die durch den Tauernstock führt und bis Mallnitz in Kärnten reicht, und der Südbstieg von Mallnitz abwärts zum Drautal. Nur ein kleines Stück dieser Strecke, der Weg von Schwarzach bis Gastein, war bisher eröffnet. Das nun zu eröffnende Stück der Alpenbahnen beginnt hier. Die Trace setzt gleich links ein. Ueber Brücken und Viaducte nimmt sie zur Höhe der ersten Station Vöckstein, mit der sie, aus dem Gasteiner Tal kommend, den für sie höchsten Punkt des romantischen Anlaufstals erreicht. Das letztemal vor dem Tal die Rede, als im heurigen Frühjahr ein Lawinensturz, von der Höhe zu Tal fallend, eine Arbeitergruppe beim Frühstid überraschte und 12 Pioniere des großen Kulturwerkes in Sekunden dahinraffte. Mächtige Berge umschließen das Tal. Aus dem Hintergrunde grüßen die Gletscher der Anzogergruppe herüber. Friede liegt nun auf dem Gelände. Vor einem Jahr noch pochten hier tausend Hämmer und zischen die Lokomotiven und Dampfauslässe und ächzten die Karren und erfüllten den weiten Platz, auf dem nun das Stationsgebäude mit seinem, dem Charakter der Gegend angepaßten grauen Steinmauern, freundlichen grünen Holzbalkonen und Giebelwänden steht, die tausend Stimmen der Arbeit. Hier war der große Installationsplatz für den 8550,5 Meter langen Tauernstollen, dem längsten im Zuge der neuen Alpenbahnen, dem zweitlängsten der Monarchie. Nur der Arlberg-Tunnel ist um 1700 Meter länger. 7½ Jahre rangen hier die Menschen mit dem Berge, und nun durchfahren wir mit dem Eilzug in ebensoviel Minuten den Stock der 2828 Meter hohen Gamstapitze, selbst mehr als 1200 Meter über dem Meere. Wie könnten wir in den Minuten dieser Fahrt durchs Dunkel erfassen, welche Riesensumme von Arbeit hier zu leisten war, welcher Berg von Gefahren zu überwinden war, ehe Salzburg mit Kärnten durch den Schienenstrang vermählt wurde, wie viel Opfer gebracht werden. Eines Tages trat in der finsternen Nöhere Knaallgestein auf. Ohne vorherige Anzeichen sprangen plötzlich Platten bis zu 150 Millimeter Stärke von den Wänden des freigelegten Gebirges. Nur ein schubhähnlicher Knall flog durch den Berg, manchmal gefolgt von dem Aufschrei eines Betroffenen. Auch die Wasserquellen sendete der Berg dem Menschen als gefährliche Soldaten entgegen, so der Arbeit ernste Hindernisse bereitend. Und das Gebirge selbst teilte, dank der hohen Ueberlagerung dem Gestein Temperaturen mit, die für die arbeitenden Menschen fast unerträglich waren. In der Scheiteltrede des Firnistollens wurden 33 Grad Celsius gemessen. Gleich den Pionieren, die den Gebirgsstock des Simplon durchbohrten, mußten auch hier die Italiener und Montenegrimen, die Kroaten und Serben, die man als Arbeitskräfte zu Hilfe gerufen hatte, halb nackt ihr mühseliges Werk vollbringen. Erst als man durch Wasserzerstäubungsapparate die Temperatur auf 20 Grad herabgedrückt hatte, war auch dieses schwerste Stück der Arbeit zu überwinden. Im September 1904 überbrannte eine Hochwasserkatastrophe im Gebiete des Anlaufstales auch den Tunnel, auf den tagelang durch Sidertwasser 4000 Sekundensliter einströmten. Auch der Südstollen hatte seine Leidensgeschichte durchzumachen. Derselben Fels des Berges stellten sich auch hier den Menschen feindlich entgegen.

Einige Ziffern mögen die Riesensumme der Arbeit beleuchten. Das im Tunnel aufgeführte Mauerwerk erforderte etwa eine Million Kubikmeter Bruchsteine und ebenso viel metrische Zentner

Zement. Zur Sprengung des Gesteins mußten 580 000 Kilo Dynamit und 125 000 Kilo Sprenggelatine verwendet werden. Auf der Nordseite des Tunnels allein wurden bei der Bohrung während zwei Schichten bis zu 20 000 Stück Bohrer abgenützt. Im Fluge der Fahrt gedanken wir der Tausende Mitarbeiter aus dem Norden und Südosten Europas, der Ungenannten, denen für ihre Mühsal und Opferfreudigkeit kaum mehr wurde als ein wenig Brot, Speck und Schnaps. Und wir gedenken derer, die hoch über dem Tunnel auf dem einsamen Friedhofe von Vöckstein ihre letzte Stätte gefunden haben.

Die Sonne Kärntens, die uns mit heißem Zauber umfängt, schenkt diese Gedanken und alle unsere Sinne nimmt nun die grandiose Bilderreihe gefangen, die an unserem Auge vorüberfliegt. Das malerische Seebachtel mit seinem schönen Ausblick auf die Berggipfel des Anzoger, des Felsseefopfes und der Gamstapitze durchziehen wir zuerst, dann kommen wir an den Maßnitzbach und fortwährend durch Tunnels, über kühne Viaducte bald an steiler Berglehne dahinaufend, bald Schluchten überspringend, weiter über den Döffenbach in das Gebiet des Kaponitbaches, und endlich ins Mölltal. Ueber den Sattel des Danielsberges, auf dessen lichtumflossener Spitze einst ein Tempel des Herkules stand, saßen wir weiter, der Talsohle zu, die wir nach Ueberbreitung der romantischen Künzlerschlucht und des Taborgrabens bei der Station Mühlendorf am Lurnfeld erreichen. Eine kurze Strecke noch und die neue Strecke mündet bei der Südbahnstation Spital-Müllstädtersee in den alten Strang ein. Ueber Villach, Tarvis und Pontafel werden wir weiter nach Oberitalien getragen, über Villach durch das Rosenbachtal und den Karawankentunnel nach Krain und durch die blühenden Gefilde der Wochein zum letzten großen Tunnel, der Krain mit dem Küstenland verbindet und dann weiter die sonnigen Ufer des Pionzoes entlang an Görz vorüber nach Triest, dem durch die neue Verbindung mit der Welt und namentlich mit Süddeutschland bald die Aufgabe eines Welthandelsplatzes zufallen wird. Aber auch als Ausgangspunkt weiterer Reisen zur See und mithin als Touristenstation wird Triest unendlich gewinnen. Was weiß heute das reizlustige Deutschland von dem sonndurchglühnten Dalmatien, in dem die Drangen reifen und die Myrte blüht, was weiß es von den herrlichen Inseln im Norden und Süden der dalmatischen Gewässer, was von dem lange noch nicht gehobenen Reichtum dieses südlichsten Kronlandes Oesterreichs und des zauberischen Meeres, das es bespült. Das Del der dalmatischen Olive wird mit Recht gerühmt, der dalmatinische Wein hat sich längst Weltruf erobert und die dalmatinischen Früchte werden ihm folgen. Reicher noch aber als das Land, dem große Entwicklungsmöglichkeiten gegeben sind, ist die See. Die kostlichsten Fischgerichte, die begehrtesten Edelische birgt die Adria in reicher Fülle.

Auch diese Wunder des österreichischen Südens sind nun der Welt näher gerückt und damit auch die Reste der herrlichen venetianischen Kultur, die in Dalmatien überall, manchmal ganz unberührt, erhalten sind. Neue große Möglichkeiten, die Menschen einander näher zu bringen und damit wahrer Kultur zu dienen, eröffnen sich. Ein neues Band zwischen Nord und Süd ist geschmiedet, möge es dauern zu Ruh und Frommen der Völkerschaften, die es verbindet.

Mag Winter.

## Kleines feuilleton.

Wie sich früher reiche Herren amüsierten. Auf dem Reichstag zu Augsburg bestand das größte Vergnügen des Kaisers Maximilian in einem Schwank, den Kunz von der Rosen, sein Hofnarr erlitten hatte. Es wurden auf dem dortigen Weinmarke starke Schranken errichtet und in der Mitte des umhagten Platzes ein Pfahl eingerammt, an dem ein großes, fettes Schwein an einer langen Leine angebunden war. Zwölf Blinde wurden dann beordert, die mit einem tüchtigen Knüttel bewaffnet, in die Schranken traten. Sie waren mit alten, rostigen Harnischen angetan und sollten gegen das Schwein kämpfen. Der Narr Kunz von der Rosen leitete den ganzen Roheitsakt. Im Halbkreise wurden die Blinden aufgestellt und wie bei einem Ritterspiele wurde das Zeichen zum Anfang des Kampfes durch Trompeten gegeben. Die Blinden gingen nun auf das grunzende Tier los, denn wer es erschlug, sollte es als Beute erhalten. Das Schwein empfing einen Schlag, fuhr heftig schreiend auf und fuhr etlichen Blinden durch die Beine, sie dabei umwerfend. Den Höchstgrad dieses widerlichen Vergnügens bildeten natürlich die Szenen, wenn einer der Armen an Stelle des vermeintlichen Schweines den Leidensgefährten traf. Wie die Hunde bissen sie sich dann ineinander fest, verprügelten sich wütend und mußten gewaltsam getrennt werden. Daß diese „Turniere der Blinden“ weit lebensgefährlicher waren als jene, die die feinen Herren aus „Ehre“ ausfochten, versteht sich wohl von allein, um so größer aber war auch das Ergötzen der Zuschauer. Zum Beschluß gab der Kaiser den „überlebenden Blinden“ ein reichliches Mahl, um sie so einigermaßen für die ausgestandenen Leiden zu entschädigen.